

Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft

Gegenwartsliteratur und
Literaturwissenschaft

Herausgegeben von

Reto Sorg, Adrian Mettauer
und Wolfgang Proß

Wilhelm Fink Verlag

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Redaktion: Jan Loop

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe
und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und
Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie
Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und
andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

ISBN 3-7705-3907-9
© 2003 Wilhelm Fink Verlag, München
Einbandgestaltung: Gerhard Blättler
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

P03 PM

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hans Jürgen Scheuer

GEGENWART UND INTENSITÄT. NARRATIVE ZEITFORM
UND IMPLIZITES REALITÄTSKONZEPT IM *IWEIN*
HARTMANNNS VON AUE

Für Margret

I.

›Die Autorität der Gegenwart‹ – der Titel meiner Sektion stellt mich als Leser mittelalterlicher Literatur vor ein auf den ersten Blick aporetisches Problem: Selbstverständlich bezeichnet *auctoritas* ein prägendes Konzept mittelalterlichen Denkens, aber wie steht es mit ›Gegenwart‹? Sollte man nicht meinen, dass gerade unter dem Aspekt geistlicher Autorität alles dem Pergament Anvertraute *sub specie aeternitatis* zu verstehen ist und somit ›Gegenwart‹ keinerlei Bedeutung zukommt?

Auch unter umgekehrtem Vorzeichen wird der Ausblick auf ›Gegenwart im Mittelalter‹ nicht rosiger: Wendet man sich nämlich vom Bereich der geistlichen Diskurse ab und der weltlichen Sphäre des Hofes zu, so erreicht man – wenigstens im Gefolge aktueller kulturwissenschaftlicher Forschung – eine Welt stark visuell orientierter, performativer Kommunikation,¹ entsprechender sozialer und politischer Rituale² bzw. eine archaisch anmutende Adelskultur, die sich der totalen Präsenz ihrer Gesellschaftsform in jeder Äußerung sicher ist und nichts anderes tut, als diese Selbstgewissheit immer wieder sich selbst vorzuführen und zu bekräftigen.³ Wo aber ›Gegenwärtigkeit‹ der ausschließliche Modus der Weltwahrnehmung ist, da hat ›Gegenwart‹ als begriffliche Differenz keine Chance: Sie ist schlicht nicht erkennbar und nicht thematisierbar.

Möglicherweise ließe sich diese Annahme noch stützen durch eine im Mittelalter vielberufene Autorität aus dem geistlichen Lager. Im XI. Buch seiner *Confessiones* erläutert Augustinus, dass es ein vergebliches Bemühen sei, Gegenwart unter den Bedingungen von Raum und Zeit erfassen zu wollen:

1 Vgl. Horst Wenzel: *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München: Beck 1995 (C. H. Beck Kulturwissenschaft).

2 Vgl. Gerd Althaus: *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997.

3 Vgl. Peter Czerwinski: *Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung. Bd. 2: Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten, Formen der Regeneration und Genealogie im Mittelalter*. München: Fink 1993. Anders als die Arbeiten von Wenzel und Althaus basieren die Untersuchungen Czerwinskis auf dezidiert geschichtsphilosophischen Prämissen, die sich an Hegel (vgl. die These vom »allgemeinen Weltzustand« des Epos in den *Vorlesungen über die Ästhetik*), Marx und Lukács (insbes. an dessen *Theorie des Romans*) orientieren.

Entdecken wir etwas an der Zeit, was in keine, aber auch nicht in die geringsten Teile geteilt werden kann, dann ist dies das einzige, was ›gegenwärtig‹ heißen sollte. Aber dies fliegt so rasch aus der Zukunft in die Vergangenheit hinüber, dass es sich zu keiner noch so kleinen Dauer dehnt. Dehnt es sich, zerfällt es in Vergangenes und Künftiges; das Gegenwärtige aber dehnt sich über keinen Zeitraum. Wo ist also die Zeit, die wir ›lang‹ nennen könnten?

Si quid intellegitur temporis, quod in nullas iam uel minutissimas momentorum partes diuidi possit, id solum est, quod praesens dicatur; quod tamen ita raptim a futuro in praeteritum transuolat, ut nulla morula extendatur. Nam si extenditur, diuiditur in praeteritum et futurum: praesens autem nullum habet spatium. Vbi est ergo tempus, quod longum dicamus.

Derselbe Augustinus ist es freilich, der dem mittelalterlichen Erzählen (und meiner narratologischen Analyse desselben) einen Ausweg aus diesem Dilemma weisen könnte. Ich möchte daher am Modell des *Iwein*-Romans Hartmanns von Aue vorführen, wie eine *diskursive* Aporie vom augustinischen Typ: »Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; wenn ich es jemandem auf seine Frage hin erklären will, weiß ich es nicht«⁵ – wie also eine solche Ratlosigkeit hinsichtlich des ›Problems Gegenwart‹ dennoch *erzählerisch* einem – wahrhaftig komplex konstruierten – Urteil, einem entschiedenen *iudicium*, zugeführt werden kann.

Denn was wäre, wenn das Paradox der Gegenwart Ergebnis einer irreführenden Präsupposition wäre? Und wenn der Irrtum darin bestünde, dass Zeit allzu selbstverständlich nach der Analogie räumlicher Erstreckung, nach der Extension eines Zeit-Raums (*spatium*), gedacht würde? Wenn stattdessen das Verständnis von Realität zu lösen wäre von den Koordinaten raumzeitlicher Erstreckung?⁶

4 Aurelius Augustinus: *Confessiones*, XI, Kap. XV, 20. Deutsch und lateinisch zitiert nach Kurt Flasch: *Was ist Zeit? Augustinus von Hippo. Das XI. Buch der Confessiones. Historisch-philosophische Studie. Text – Übersetzung – Kommentar*. Frankfurt: Klostermann 1993, S. 252f. Der dort abgedruckte lateinische Text folgt der Ausgabe: *Confessiones*. Hg. v. Lucas Verheijen. Turnhout: Brepols 1981 (Corpus Christianorum Series Latina; 27).

5 Vgl. Augustinus: *Confessiones*, XI, Kap. XIV, 17: »Quid est ergo tempus? Si nemo ex me quaerat, scio; si quaerenti explicare velim nescio.«

6 Affirmiert wird eine solche Vorannahme von Realität als Gegebenheit in Raum und Zeit durch die traditionelle Narratologie, indem sie von den Oppositionen ›real‹ vs. ›fiktiv‹ bzw. ›faktual‹ vs. ›fiktional‹ als den Leitdifferenzen des Erzählens ausgeht. Vgl. Matias Martinez u. Michael Schefel: *Einführung in die Erzähltheorie*. 2., durchges. Aufl. München: Beck 2000 (C. H. Beck Studium). Wie deutlich auch immer der unterschiedliche referentielle Anspruch einer Erzählung damit in ontologischer bzw. pragmatischer Hinsicht gekennzeichnet sein mag, stets geht es doch – nach aristotelischer Vorgabe – um Handlung und Geschehen, die trotz unterschiedlicher Modi der Darstellung sich in einem raumzeitlichen Rahmen abspielen. Ein – allerdings problematischer – Versuch, die aristotelische Perspektive mit der Zeitauffassung des Augustinus in der narratologischen Theoriebildung engzuführen, liegt in Paul Ricœurs dreibändiger Untersuchung *Temps et récit*. Paris: Editions du Seuil 1983–85, vor. Dt.: *Zeit und Erzählung*. München: Fink 1988–91 (Übergänge; 18/I–III). Siehe bes.: *Die Aporien der Zeiterfahrung. Das 11. Buch von Augustins Bekenntnissen*. In: *Bd. 1: Zeit und historische Erzählung*. Übers. v. Rainer Rochlitz. München: Fink 1988, S. 15–53 sowie: *Zeit der Seele und Zeit der Welt. Die Debatte zwischen Augustinus und Aristoteles*. In: *Bd. 3: Die erzählte Zeit*. Übers. v. Andreas Knop. München: Fink 1991, S. 16–36.

Was also, wenn Gegenwart gar nicht einer raumzeitlichen Dimension angehörte? Wenn Raum und Zeit als Kriterien eines extensionalen Realitätsverständnisses lediglich zugeordnete, akzidentielle Anschauungsformen zu einem Gegenwartsgeschehen wären, das nicht in der Chronotopologie der epischen Handlung angesiedelt ist: etwa in einer anderen, sprachspezifischeren Ordnung des Erzählens?

Wo aber dann genau? Ich meine: in den Qualitäten und Wertungen, die narrativ, deskriptiv und argumentativ in Relation zueinander gesetzt werden, und in den dazugehörigen Empfindungen, die in der mittelalterlichen Epik nicht als *verinnerlichte* psychische Regungen zum *Ausdruck* gebracht werden, sondern in äußerlichen Korrelaten, im Anwachsen und Schwinden messbarer Größen sich zeigen. Gelten dergleichen »empfindungsgegebene Momente« dem modernen vulgärrationalistischen Verständnis »als die Materie der Erfahrung, das Irrationale, von den Sinnen rein rezeptiv Aufgenommene, noëtisch nicht Fassbare⁷, so kommt ihnen im mittelalterlichen Denken ein wichtiger erkenntnistheoretischer Status zu. Empfindungen können hier *gedacht* werden. Sie gehören der Sphäre des rational zu Bewältigenden an und sind, insofern der chrétiensche Roman seine Leitbegriffe in der *raison*, dem *savoir* und der *esciënce* hat, narrativ und im Zuge des Erzählens zugleich logisch gestaltbar: als »intensive Größen«.

II.

Was ich mit »intensiven Größen« meine, möchte ich mit einem Seitenblick auf Hartmanns ersten Artusroman, die Übertragung und Bearbeitung von Chrétiens de Troyes *Erec et Enide*, erläutern.

Gegenstand des *Erec* ist ein erzählerisch ausdifferenziertes *dialektisches Problem* sowie der Weg zur Urteilsfindung und Bewertung dieser Sache (*iudicium*). Das Problem besteht in der Frage, wie der arturischen Tafelrunde als einer Gesellschaft der besten Ritter mit den schönsten Damen ein Superlativ – Enite, die allerschönste der Frauen – eingliedert werden könne. Aporetisch wird dieses Problem dadurch, dass die Integration geschehen soll, ohne dass die singuläre Schönheit der *einen* alle anderen Schönheiten in den Schatten stelle und dadurch auch das Ansehen jedes einzelnen Artus-Ritters herabsetze. Denn es gilt: Die ritterliche Güte kommt allererst zu sich im Hochglanz der jeweilig zugehörigen Dame.⁸ Schwindet dieser, so erscheint auch die Ehre des Ritters im Zwielicht –

7 Beide Zitate aus Anneliese Maier: *Das Problem der intensiven Größe (De intensione et remissione formarum)*. In: Dies.: *Zwei Grundprobleme der scholastischen Naturphilosophie. Das Problem der intensiven Größe. Die Impetustheorie*. 2. Aufl. Rom: Edizioni di Storia e Letteratura 1951 (Storia e Letteratura; 37. Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik; 2), S. 1–109; S. 3.

8 Zu dieser Korrelation als einfacher epischer Spielregel vgl. Peter Strohschneider: *Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum »Nibelungenlied«*. In: Wolfgang Harms u. Jan-Dirk Müller (Hg.): *Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Joseph Worstbrock zum 60. Geburtstag*. Stuttgart u. Leipzig: Hirzel 1997, S. 43–74.

und umgekehrt: Wird die Ehre des Ritters gemindert, so verblasst auch die Erscheinung seiner *minne*-Dame in der sozialen Hierarchie.

Die Schönste und der Beste bilden als Paar insofern eine unauflösliche, interdependente Korrelation höfischer Werte: Der höchste Grad der Ritterlichkeit vermag *vollkommen* nur gekoppelt an den höchsten Grad der Schönheit in Erscheinung zu treten; *entkoppelt* ruft der absolut gesetzte, nicht-korrelierte Superlativ *Gewalt* hervor. Geriete nämlich über die degradierte Schönheit einer *vrouwe* die Exzellenz ihres Partners in Zweifel, so liefe dies unweigerlich auf den Ausbruch von Rivalität am Hofe hinaus: auf eine brachiale Klärung der Ambivalenz durch Zweikampf und Krieg zwischen den dort versammelten Clans. Der in der Runde der Gleichen stillgestellte, subtil ausbalancierte Gewaltzusammenhang träte dann mit zerstörerischer, die Gemeinschaft zerschlagender Wucht zutage. Fehlte es umgekehrt der Allerschönsten an gleichwertiger Gemeinschaft mit dem Allerbesten, so zöge auch dies unausweichlich Gewalt nach sich: zum Beispiel in Gestalt ehrgeiziger Konkurrenten um den ›Platz an ihrer Seite‹.

Auf diese Weise scheinen sämtliche Werturteile, die über die Romankonstruktion des Artushofes vermittelt werden, doppelt gelagert und – das ist entscheidend – durch Vergleich *aneinander messbar*: nach dem Mehr oder Weniger der *ère* (Prädikat: ›der Beste sein‹) im Verhältnis zum Weniger oder Mehr der *minne* (Prädikat: ›die Schönste sein‹). Die erzählerisch entfalteten Problemkonstellationen ergeben sich folglich immer dann, wenn beide Geltungsansprüche sich eklatant auseinanderbewegen und einer von beiden den anderen zu weit hinter sich zurücklässt: wenn also allzugroße *minne* – wie im Falle von Erecs *verligen* – *ère* zu schmälern beginnt oder – wie im umgekehrten Falle von Iweins *versitzen* – ein Auswuchs an *ère minne* zum Verschwinden bringt. Man könnte aus dieser Perspektive sagen: Artusepik vom chrétienschen und hartmannschen Typ behandelt die Widersprüche, die sich aus der Steigerung oder Abschwächung ergeben, welche *ère* und *minne* einander wechselseitig zufügen. Indem die Texte dieses Konfliktpotential zwischen den höfischen Fundamentalwerten Schritt für Schritt zu neutralisieren und deren Ungleichzeitigkeit wieder zu synchronisieren versuchen, stellen sie in ihrer ›Machart‹, ihrer inneren Poetik, einen Gradmesser für die Qualitäten des gesellschaftlich Schönen und Guten dar. In ihren epischen Operationen wirkt somit eine Zugkraft, eine *Intensität*, die in der Abweichung vom Äquilibrium zwischen *ère* und *minne* zur Darstellung kommt und an deren Spanne wie an einer Skala abgelesen werden kann. Der Artusroman handelt demnach von Problemkonstellationen, dargestellt auf der Ebene intensiver, das heißt gradueller und kontinuierlicher Größenzunahme bzw. -abnahme korrelierter Qualitäten und Werte. Er realisiert damit erzählend, was man mit einer Formel der scholastischen Philosophie als die *intensio et remissio formarum* bezeichnen könnte.⁹

⁹ Maier: *Problem der intensiven Größe*; zur Einmündung dieses Problems in Kants Realitätskonzepte dies.: *Kants Qualitätskategorien*. Berlin 1930 (Kantstudien. Ergänzungshefte; 65) Reprint: Vaduz: Topos 1978. Zur modernen Kritik und Weiterbearbeitung des Intensitätsdenkens durch

Was nun die Lösung des Problems der Superiorität im *Érec* angeht, so kann ich diese hier nicht im Einzelnen inhaltlich rekonstruieren.¹⁰ Doch besteht ihr Prinzip darin, dass der gewaltgeladene soziale Konfliktstoff in das Wechselspiel intensiver Größen übersetzt und transformiert wird. Intensivierung bedeutet nämlich *realiter*, die Einzigartigkeit, die jeder Beste und jede Schönste jederzeit für sich beanspruchen könnte, die gleichzeitig aber niemals das Gebot der Gleichheit verletzen darf, in abzählbare Grade aufzulösen. Gelingt dies, dann erscheint zum einen selbst ein deutlicher Abstand schrittweise reduzierbar, ohne dass dazu ein unvermittelter, letztlich uneinholbarer Sprung aus der Relation heraus in eine neue, singuläre Qualität vonnöten wäre.

Zum anderen lassen sich die graduellen Differenzen ihrerseits noch einmal so unendlich fein differenzieren, dass selbst die Gleichwertigkeit noch genügend Stufen der Unterschiedenheit in sich aufnehmen und zulassen kann, ohne dadurch die Geltung eines gemeinsamen Wertmaßstabs auf hohem Niveau zu erschüttern. Wenn also bei der Lektüre mittelalterlicher Romane die Tendenz zu hyperbolischen Formeln auffällt – jedes Fest ist das prächtigste, jeder Zweikampf der härteste, das Pferd des Ritters *swerzer dan ein kol*, das Schoßhündchen der Dame *wizer danne snê*, und beide damit weißer oder schwärzer als der Inbegriff natürlicher Weiße und Schwärze es je sein könnte –, dann hat das nichts mit Idealisierung zu tun.¹¹ Vielmehr ist die Quantifizierung der Extreme der Schlüssel zum Verständnis der Hyperbolik höfischen Stils. Seine Superlative und Formeln der Unüberbietbarkeit sind im Kontext einer Kultur der Intensität stets forcierte Komparative. Sie bleiben eingebunden in eine soziale Sphäre fein abgestufter Nicht-Identität unter Gleichen.

Die Realität des Romans, sein Sachgehalt, liegt daher in der Intensität der dargestellten Unterschiede (in Bezug auf die anderen Mitglieder der Gemeinschaft) und ihres schrittweisen Austarierens (in Bezug auf die miteinander verschränkten Werte *ère* und *minne*). Sie dürfen solange problemlos auseinander klaffen, wie klar ist, dass es sich bei dieser Kluft um eine *quantitas qualitatum* handelt: um eine quantitative Differenz innerhalb ein und desselben, unanzweifelbaren Werte

Walter Benjamin vgl. Werner Hamacher: *Intensive Sprachen*. In: Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.): *Übersetzen. Walter Benjamin*. Frankfurt: Suhrkamp 2001 (es; 2041), S. 174–235.

¹⁰ Demnächst ausführlich dazu der Verf.: *Farbige Verhältnisse. Literarisch-anthropologische Untersuchungen zum Zusammenspiel von Farbpoetik und Adelskultur* (zugl. Habilitationsschrift Göttingen 2000).

¹¹ Vor einer idealistisch-platonisierenden Deutung des mittelalterlichen Romans warnte bereits Erich Auerbach: »Aber die besondere Form der Abwendung vom Wirklichen, die die höfische Kultur schuf, mit dem Aufbau einer Scheinwelt der ständischen oder ständisch-persönlichen Erprobung und Bewährung, ist doch ganz und gar, trotz des über ihr liegenden platonischen Schimmers, ein eigentümliches, und zwar ein mittelalterliches Gebilde.« Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur* [1946]. 7. Aufl. Bern u. München: Francke 1982 (Sammlung Dalp; 46), S. 136. Der »Abwendung vom Wirklichen« korrespondiert dabei ein spezifischer Realismus, der im Bereich des Politischen gründet und in dessen Konkrektionen sozialer *māze*.

zusammenhangs, an dem alle in der gleichen Weise (wenn auch nicht unbedingt in gleichem Maße) teilhaben. Die Schlüsselfunktion, die in diesem Zusammenhang der Königsfigur Artus zukommt, liegt entsprechend nicht in seinem Involviert-Sein in die extensive Handlungsdimension ›seines Romans‹. So erscheint Artus häufig als schwacher König: unbeweglich, tatenlos, wie paralysiert. Als epische Zentralgestalt wird er erst erkennbar unter dem Aspekt der intensiven Größen: Er ist der privilegierte Ableser der Skala, oberste und letzte Instanz des maßgebenden Urteils. Denn die Auflösung des dialektischen Problems, die Transformation von *êre* und *minne* in die höfische Äquilibristik der intensiven Größen, ist in dem Augenblick erst erreicht, in dem er das *iudicium* fällt: »Êrec, lieber neve mîn, / dû solt von schulden immer sîn / geprîset unde gêret, / wan dû hâst wol gemêret / unsers hoves wûne.« (Vv. 9944–9948).

III.

In Hartmanns *Êrec* kommen die Intensitätsdifferenzen im Wesentlichen an den Körpern der Figuren und an deren ungleichen Größenverhältnissen zum Vorschein. So begegnen riesige und zwergene Gestalten nicht einfach als Elemente des Märchenhaft-Wunderbaren, sondern funktional: als materialisierte Antizipationen der schrumpfenden bzw. an der Seite der Schönsten zum Wiederauwachsen gedrängten *êre* des Protagonisten.

Im *Iwein* dagegen liegen die Dinge komplizierter. Denn hier wird die Intensität von der Evidenz der körperlichen Formen abgezogen und in die besondere, verborgener operierende *Zeitform des Erzählens* verlagert. Dies möchte ich im Folgenden auf dem Wege eines pointierten Durchgangs durch die Konstruktion des *Iwein* vorführen.

Kern der Erzählung des *Iwein*-Romans ist die so genannte ›Brunnen*âventiure*, ein insgesamt viermal wiederkehrendes raumzeitliches Arrangement, von dem zum ersten Mal der Ritter Kalogrenant einer kleinen Gruppe von Tafelrundensrittern – darunter sein Cousin (*neve*) Iwein – erzählt. Es handelt sich bei dieser *âventiure* um eine Art Versuchsanordnung, die in ihren materiellen Vorgaben immer unverändert bleibt: Inmitten einer paradiesischen Lichtung, zu der eine Kapelle, eine Linde und ein Stein sowie ein goldenes, von einem Ast herabhängendes Becken gehören, befindet sich eine Quelle. Wer aus ihr mit dem Becken Wasser schöpft und damit den Stein begießt, der löst einen Mechanismus aus, welcher zusammen mit einem verheerenden Sturm den Verteidiger von Brunnen, Land und der dazugehörigen Herrscherin Laudine auf den Plan ruft. So kann der fahrende Ritter, der auf jenen Ort im Wald von Breziljân stößt, die gesuchte *âventiure* provozieren und *êre* gewinnen.

Auf den ersten Blick zeichnet sich in diesem Arrangement ab, was Michail Bachtin in seinem Buch *Formen der Zeit im Roman* als den Chronotopos des Ritterromans und dessen charakteristische ›Abenteuerzeit‹ beschrieben hat:

Diese Zeit entstehe

an den Punkten, wo die normalen, realen und gesetzmäßigen Zeitreihen abreißen (wo sich eine Kluft auftut), also dort, wo diese Gesetzmäßigkeit (wie auch immer sie beschaffen sein mag) *plötzlich* verletzt wird und die Ereignisse eine unerwartete, unvorhergesehene Wendung nehmen. In den Ritterromanen wird dieses ›plötzlich‹ gleichsam zu etwas Normalem. [...] Man erwartet das Unerwartete, und man erwartet nur dieses. Die ganze Welt wird der Kategorie des ›plötzlich‹, der Kategorie der wunderbaren und überraschenden Zufälligkeit zugeordnet.¹²

Der Begriff des Abenteuers wird hier von Bachtin zurückübersetzt in das futurische Partizip, von dem er etymologisch abgeleitet werden kann: *adventura* als das, was ›sich ereignen, ankommen soll‹. Im konkreten Fall des *Iwein* lässt sich das in einer Weise präzisieren, die zeigt, dass der bachtinsche Chronotopos seinerseits in eine erzählerische Bewegung hineingezogen und allmählich in Intensitätsgrade aufgelöst wird: Die *aventure* gerät dadurch nach und nach in einen Sog des Verschwindens.¹³

Die Auflösung der *aventure* nimmt ihren Ausgang von der eigenartigen Erzählsituation zu Beginn des Romans, in der Kalogrenant *sein* Brunnenabenteuer aus einem Abstand von 10 Jahren erzählt, während derer er es verschwiegen hatte. Dadurch wird die Kontingenz des Zukünftigen, die sonst in der ritterlichen *aventure* zum Ereignis wird, hier zur Geschichte, in der das aus der Zukunft Eintreffende wie ein schon vorgekommenes, feststehendes *factum* behandelt wird; kommt wiederum das Vergangene als *niuwez mere* in der Gegenwart der aufmerksam-gespannt lauschenden Zuhörer an – mit dem Effekt, dass vor diesen die Vergangenheit nicht bloß vergegenwärtigt, sondern futurisiert wird. Denn wie sich zeigt, ist Kalogrenants *aventure* gescheitert, besteht unabgeschlossen weiter und wartet auf einen Vollender an seiner statt.

Die scheinbar objektive Zeitextension von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft wird auf diese Weise verwandelt in eine Art dreifaltiger Gegenwart, wie sie Augustinus im XI. Buch seiner *Confessiones* als die spezifische *Wahrnehmungsin-*

12 Michail M. Bachtin: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Hg. v. Edward Kowalski u. Michael Wegner, übers. v. Michael Dewey. Frankfurt: Fischer 1989 (Fischer Wissenschaft; 7418), S. 85.

13 Die Paradoxie der Abenteuerzeit besteht bei Bachtin darin, dass das Kontingente »im Überall der Abenteuerwelt« zur Norm der Zeiterfahrung wird und damit der Chronotopos des Ritterromans seine eigene Differenzqualität tilgt. Darauf hat Uta Störmer-Caysa in ihrem Aufsatz *Wer ist der Herr der Zeit? Über die Ungewissheit von Übereinkunft in Gottfrieds ›Tristan‹*. In: *Poetica* 33 (1–2, 2001), S. 51–68 hingewiesen (Zitat: S. 66). Sie versucht dennoch am Konzept des Chronotopos im mittelalterlichen Roman festzuhalten und die Paradoxie dadurch zu lösen, dass sie dem zeit-räumlichen Modell eine Dialektik von »polyzentrischer [...] Abenteuerzeit und linearer Figurenzeit« (bzw. »eigene[r] Lebenszeitmessung«) einschreibt (ebd., S. 68). Meine Lektüre des *Iwein* zielt dagegen auf die Selbst-Dekonstruktion des Chronotopos in der (sich aufschiebenden) *aventure*.

tensität der Zeit beschrieb: als *distentio animi*,¹⁴ eine Aufspaltung und Aufspannung des Zeitempfindens, differenziert nach

1. einem *praesens de praeteritis* (*memoria*: Kalogrenants Erzählen der *âventiure* als Erinnern),
2. einem *praesens de praesentibus* (*contuitus*: die Aufmerksamkeit der Zuhörenden auf den Augenblick der *âventiure*) und
3. einem *praesens de futuris* (*expectatio*: seitens Iweins und der Tafelrundenritter die Erwartung der fortzuführenden *âventiure*).¹⁵

Âventiure ist also dreifach gegeben: als Erinnerung, Aufmerksamkeit und Erwartung, ist aber auf keiner dieser Stufen anders gegeben denn als auseinanderge-spannte, dezentrierte (*dis-tensus*): Sie ist nirgends einfach da, in keiner einzelnen Gegenwart schlicht gegenwärtig.

Wie aber stellt sie sich dann unter den Bedingungen ihres Verschwindens und ihrer Nicht-Gegenwärtigkeit im Text dar?

Bevor die Brunnen-*âventiure* auch nur von einem ihrer möglichen Helden durchlaufen ist, die unter den Namen Kalogrenant, Iwein, Artus / Keiî und ›Löwenritter‹ firmieren, bietet Kalogrenant eine Definition von *âventiure*, die er einem ungestalten bäurischen Waldmenschen, einem *walttören*, zu verstehen gibt. Nachdem Kalogrenant sich ihm als *âventiure* suchender Ritter vorgestellt hat, fragt ihn der Schrat:

»âventiure? waz ist daz?«	»Abenteuer, was ist das?« –
»daz wil ich dir bescheiden baz.	»Das will ich dir genau auseinandersetzen.
nû sich wie ich gewâfent bin:	Du siehst, wie ich bewaffnet bin:
ich heize ein riter und hân den sin	ich nenne mich Ritter und habe im Sinn,
daz ich suoehende rite	dahinzureiten und
einen man der mit mir strîte,	einen Mann zu suchen, der mit mir kâmpfe
der gewâfent sî als ich.	bewaffnet wie ich.
daz prîset in, und sleht er mich:	Es erhöht seinen Ruhm, wenn er mich schlägt;
gesige aber ich im an,	aber besiege ich ihn,
sô hât man mich vür einen man,	so hält man mich für einen echten Mann,
und wirde werder danne ich sî.«	und ich habe mehr Ehre als bisher.«
(Vv. 527–537)	(Übers. v. Max Wehrli. Vv. 532f. v. mir umgestellt.)

Mit dieser Definition stellt der Text eine Messlatte bereit, an der die folgenden Durchläufe auf den Grad ihrer Übereinstimmung mit bzw. ihrer Abweichung vom *âventiure*-Begriff zu überprüfen sind. Damit von einer *âventiure* überhaupt die Rede sein kann, müssen demnach folgende Kriterien erfüllt sein: Es bedarf

1. einer entschieden herbeigeführten Freund-Feind-Konstellation (ein Kampf-Suchender trifft auf einen, der bereit steht, gefunden zu werden). Sie wird dadurch näher bestimmt, dass es sich

14 Vgl. Uta Störmer-Caysa: *Augustins philologischer Zeitbegriff. Ein Vorschlag zum Verständnis der ›distentio animi‹ im Lichte von ›De musica‹*. Berlin: Akademie-Verlag 1996 (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse; 74, 3).

15 Vgl. Augustinus: *Confessiones*, XI, Kap. XX, 26.

2. um gleichrangige Ritter handeln muss, die durch Waffengleichheit anzeigen, dass sie einander in ihrer Äquivalenz anerkennen. Außerdem stimmen sie darin überein, dass sie
3. nicht auf Leben und Tod, sondern um Ehrzuwachs oder Ehrminderung kämpfen wollen. Dabei setzt eine derartige Ehrökonomie notwendigerweise Evidenz und öffentliche Anerkennung des Geleisteten voraus.

Aus diesen Kriterien ergibt sich für die Geschichte Kalogrenants, dass es sich bei ihr schon deswegen nicht um eine plane Vergegenwärtigung der Brunnen-*âventiure* handeln kann, weil sie die Bedingungen für eine *âventiure* nicht vollständig erfüllt. Das liegt nicht etwa an der Niederlage, die Kalogrenant gegen den Brunnenritter einstecken muss, bleibt doch die Ehre auch des unterlegenen Ritters *als solche* nach den genannten Regeln unangetastet: sie wird dadurch lediglich gemindert, aber nicht vernichtet und bliebe so noch in der Minderung erfahrbar. Kalogrenants weit tiefer gehende Kränkung, die ihn das Geschehen 10 Jahre lang verschweigen lässt, liegt vielmehr im Verhalten des Siegers:

er nam mîn ors und lie mich ligen.
 mir was gelückes dâ verzigen.
 done muote mich niht sô sêre,
 ern bôt mir nie die êre
 daz er mich wolde ane gesehen.
 (Vv. 747–751)

Er nahm mein Pferd und ließ mich liegen.
 Da hatte mich das Glück verlassen.
 Doch kränkte mich nichts so sehr,
 als dass er mir nicht einmal die Ehre erwies,
 mich auch nur anzusehen.
 (Übers. v. Max Wehrli.)

Dass er den niedergeworfenen Herausforderer keines Blickes würdigt, obwohl dieser sich doch ritterlich seiner Aufgabe gestellt hat, macht dessen *muot* und *willen ungesehen* und damit *ungeschehen*. Mehr noch: Der verweigerte Blick annulliert die Tat Kalogrenants als *âventiure*, weil ihm die *êre* insgesamt abgeschnitten wird durch die demonstrative Nicht-Anerkennung der Äquivalenz seitens des Siegers. Ein dermaßen ignoriertes Ritter hat dem Brunnenverteidiger nie als ein gleichwertiger Gegner gegolten, und so bleibt Kalogrenant neben der Schmach nur eine Erzählung vom Entzug seiner *âventiure*.

Damit ist die Richtung angegeben, in die die Erzählung fortschreitet: Jener erste Entzug markiert nur den Anfang eines Prozesses, der mit zunehmender Intensität das Verschwinden, die *remissio* der *âventiure* vorantreibt, indem er sich auf den Punkt ihrer Annullierung zubewegt.

Im zweiten Anlauf auf die Brunnen-*âventiure* erklärt sich Iwein zwar sogleich bereit, die Vollendung der *âventiure* an der Stelle seines Cousins zu bewerkstelligen, und es gelingt ihm in der Tat ein Sieg über den Brunnenritter, dem er im Kampf den Schädel spaltet. Schon das freilich sprengt den *âventiure*-Rahmen gezügelter, limitierter Gewaltanwendung. Darüber hinaus entzieht sich der tödlich Verletzte durch Flucht, so dass Iwein ihm *âne zuht* hinterhereilt, da er um einen evidenten Siegesbeweis verlegen ist. Dieser Beweis ist deswegen vonnöten, weil Iweins Aufbruch zur *âventiure* kein öffentlicher Auszug nach Art eines Artusritters gewesen ist, sondern unbemerkt vom Hof stattfinden musste. Denn Iweins Vorhaben ist dadurch unversehens in Widerspruch zum Artushof geraten, dass

Königin Ginover den Sachverhalt von *Kâlogrenandes swære* (V. 891) ihrem Gatten Artus nachträglich übermittelt. Dieser legt daraufhin sogleich ohne Iweins familiären Stellvertretungsanspruch zur Kenntnis zu nehmen, einen Schwur ab, um die *âventiure* an sich zu ziehen. Er will sie nach einer Frist von 14 Tagen mit Hilfe seines Vorkämpfers brechen: »dô sî daz heten vernomen, / daz dûhte si rîterlich und guot« (V. 904f.). Durch diesen Schwur wird Iwein nicht nur vom Konsens der Tafelrundenritter entfernt. Seine Geschichte, die sich von Kalogrenant her noch zukunfts offen hätte fortschreiben lassen, wird nun durch Artus' Wort *strukturell* blockiert: Die futurisierte Vergangenheit kollidiert hier mit der Fakten schaffenden Fristsetzung durch das unumstößlich geltende königliche Ehrenwort. Iweins gesamtes Unternehmen muss daher aus der für den Hof gültigen Zeitsequenz ausscheren. Es unterliegt damit einem Latenzzwang, der das Gelingen der *âventiure* von vornherein den Blicken gesellschaftlicher Verifikation und Akzeptanz und damit dem Bereich der *êre* entzieht. Dies macht den Sieger Iwein schließlich sozial zu dem *verborgen man* (V. 1994), als der er wenig später an der Seite Laudines zum Substituenten des von ihm erschlagenen Brunnenritters Askalon wird. Die Substitution aber hat die paradoxe Konsequenz, dass auch Iwein nicht Kalogrenants Geschichte zu Ende geführt und die *âventiure* erfolgreich bestanden hat. Stattdessen ist er insgeheim als neuer Brunnenritter Teil ihres Fortbestandes geworden.

Jene Wendung führt nun im dritten Durchgang der *âventiure*, in dem Artus 14 Tage später auf der Szene eintrifft, um seinen Schwur einzulösen, zu deren dritter Vereitelung. Hier läuft zwar vom Auslösen des Mechanismus durch Artus bis zur Tjost seines Vorkämpfers Keiî mit dem Brunnenritter alles wie am Schnürchen. Doch führt die neue Konstellation des Zweikampfes dessen Zweck *ad absurdum*. Es handelt sich dabei nämlich nicht wie bei der angestrebten *âventiure* um eine Entscheidung über das Mehren oder Mindern von *êre* gegen einen fremden Kontrahenten, sondern um eine Farce: Der Verkehrer aller Verhältnisse und Werte, Keiî, – nicht etwa ihr zuverlässigster Bewahrer Gawein – tritt an, wird Hals über Kopf vom Pferd geworfen und dies durch jenen Ritter, der sich gleich darauf als Iwein zu erkennen gibt, das heißt: als bereits inkorporiertes Mitglied des Artushofes. Eine interne Rechnung zwischen dem Ritter und seinem Spötter ist auf diesem Weg beglichen worden, ohne dass aber von einem Freund-Feind-Verhältnis die Rede sein könnte. Eine *âventiure* hat also zum dritten Mal nicht stattgefunden.

Die offen gelassene Geschichte Kalogrenants bringt schließlich vollends zum Verschwinden der vierte Anlauf zur *âventiure*. Er erfolgt sehr viel später, am Ende des Romans: Inzwischen hat Laudine ihren Gatten Iwein, nachdem er sich zusammen mit Gawein länger als das vereinbarte Jahr auf ritterlichen Turnieren *versezzen* hatte, wegen seiner Fristversäumnis aus Herrschaft, *minne* und Gesellschaftsfähigkeit verstoßen. Iwein dagegen hat nach Überwindung des Wahnsinns, der ihn daraufhin befahl, damit begonnen, in Begleitung eines Löwen und unter dem Decknamen ›Löwenritter‹ neue *êre* zu sammeln und wachsen zu lassen. Freilich führt dieser Deckname ihn in eine beinahe mörderische Auseinandersetzung

mit Gawein, seinem engsten Freund und Cousin. Die beiden stehen einander nämlich unwissentlich und ohne Erkennungszeichen in einem Gerichtskampf gegenüber. Nach unentschiedenem Ausgang wird schließlich das Inkognito des ›Löwenritters‹ vor dem Artushof gelüftet. Als ›Iwein‹ löst er dann ein weiteres Mal die *âventiure* am Quell aus. Doch bleibt es nicht bei dieser Herausforderer-Geste. Denn Lûnete, Laudines Beraterin, gelingt es, mittels einer List den Provokateur Iwein unter dessen altem Pseudonym ›Löwenritter‹ als möglichen Beschützer bei ihrer Herrin wieder ins Spiel zu bringen. Nachdem Laudine als Gegenleistung geschworen hat, die *minne*-Krise des Löwenritters mit dessen *vrouwe* zu bereinigen, kommt es zur Wiedererkennungsszene. Aufgrund ihres Eides muss Laudine schließlich ihren Gatten, den Beleidiger ihrer Ehre, rehabilitieren und ihn als neuen Landesverteidiger in seine alten Rechte einsetzen. Das wiederum führt zu der paradoxen Situation, dass der Angreifer von Land und Ehre Laudines *identisch* ist mit deren einzig möglichen Verteidiger und Garanten. So wie der ›Löwenritter‹ erst dazu diente, den auf der ganzen Linie gescheiterten Ritter Iwein zu substituieren, um dessen ritterlichen Habitus wiederherzustellen, so *resubstituiert* am Ende der wiederhergestellte Iwein den Löwenritter.¹⁶ Er löst damit in letzter Instanz die *âventiure* in ein Nichts auf, weil Iwein in dem Augenblick, in dem er durch die Brunnen-*âventiure* bei sich selbst ankommt, deren notwendige Existenzbedingung als *âventiure* verunmöglicht: Denn die intensivste Spannung im Feld der *ère*, der Antagonismus von Freund und Feind, ist von ein und derselben Person, Iwein, aufgesogen und damit gelöscht worden. Das aber bedeutet zugleich: Die im Wald von Breziljân präparierte *âventiure* als Kern des *Iwein*-Romans gibt es *überhaupt* nicht. Denn in keiner ihrer vier Realisationen erfüllt sie die Vorgaben der *âventiure*-Definition. Stattdessen setzt die Abfolge ihrer Wiederholungen Ritt um Ritt ihre *remissio* in Gang. Vorhanden ist die strukturtragende *âventiure* des *Iwein* lediglich in der Zeitform ihrer intensiven, graduellen, kontinuierlich verfolgten Auflösung in der eigenen Negation. In dem Augenblick, in dem Iwein mit dem Rückgewinn Laudines wieder in den Vollbesitz seiner verlorenen Ehrenrechte kommt, ist die schlechthin Ehre verbürgende Instanz der *âventiure* endgültig *nicht* in der Erzählung *angekommen*.

IV.

Wozu dieser ganze Aufwand? Was leistet diese Dekonstruktion der *âventiure*, dessen also, was Bachtin als den charakteristischen Chronotopos des Ritterromans beschrieb?

Ich möchte an diesem wichtigen Punkt meiner Lektüre noch einmal auf Augustinus zurückkommen, um in aller Kürze einen Gedankengang zu skizzieren, der

¹⁶ Vgl. Uta Störmer-Caysa: *Gewissen und Buch. Über den Weg eines Begriffes in die deutsche Literatur des Mittelalters*. Berlin u. New York: de Gruyter 1998 (Quellen u. Forschungen zur Literatur- u. Kulturgeschichte. NF; 14), S. 35–40.

es uns ermöglicht, die eigentliche Problemstellung des *Iwein* aufzudecken und seinen besonderen Intensitätstyp nachzuzeichnen.

In der Zeittheorie des Augustinus gibt es *eines* nicht: Zeit. Was es gibt, ist die stabile Ewigkeit Gottes und eine fließende, durch nichts fixierbare Gegenwart, die unablässig das ankommende Zukünftige ins bereits wieder Vergangene umschlagen lässt. Der Zeitextension von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, von der ein jeder selbstverständlich Auskunft gibt und die jede Aussage bis in die Grammatik der Verbaltempora hinein prägt, entspricht dabei nichts Messbares. Was der Zukunft angehört und *noch* nicht eingetroffen ist, bleibt ebenso gegenstandslos wie die Vergangenheit, die nicht *mehr* ist. Und die Gegenwart als Durchgangsstadium des Künftigen ins Vergangene erscheint vollends ohne Ausdehnung, weil keine Punktgröße angegeben werden könnte, an der die *praetereuntia tempora* zwischen Noch-nicht- und Nicht-mehr-Sein in ihrem Vorbeifließen innehielten. Da Zeit in dieser extensiven Form also nicht objektivierbar ist, muss es sich um einen Effekt bzw. um einen Affekt handeln, den die vorbeigehenden Dinge im *animus*, im Geiste des auf sie Acht gebenden Beobachters, hervorrufen: so wie die Kürzen und Längen eines vorgetragenen Rhythmus dem geschulten Gehör nachträglich ein Metrum zu erkennen geben und die Antizipation seiner Fortsetzung ermöglichen. Voraussetzung des Messens aus der Gegenwart heraus ist also die Aufmerksamkeit auf das, was vor ihr vorbeizieht und dabei Erinnerung, Anschauung und Erwartung weckt: empfundene Zeit. In dem Augenblick, in dem ich aufmerke, spannen sich die Zeitverhältnisse wie ein Schirm auf, der ausdehnungslose Augenblick stülpt sich aus in eine Gespanntheit, die sich nur als intensive Empfindung der *praetereuntia* ermessen lässt. Daher ist die Ausdehnung eines Zeitraumes Ergebnis sich entfaltender oder einfaltender intensiver Größen und der Empfindungen, die sie auslösen: Folge (nicht Bedingung!) einer intensiven Wahrnehmung der vorüberziehenden Dinge und ihrer progressiven oder regressiven, jedenfalls – wie das Beispiel des Metrums zeigt – quantifizierbaren Qualitätsveränderungen.

Wenn nun auch im *Iwein* jener extensive, chronotopische Begriff der Abenteuerzeit wegbricht, was entspricht dann in der Erzählung jenen *res praetereuntes*, die die *attentio* auf sich ziehen und die für den *Iwein* charakteristische Zeitempfindung (die Fristverletzung, das Zu-spät-Kommen, die gegeneinander verschobenen, beschleunigten oder verlangsamten Geschwindigkeiten der Protagonisten) begründen?¹⁷ Wie schon im *Érec* liegt diese Begründung in den miteinander verschränkten Wertsphären der *ère* und der *minne*, ihrer wechselseitigen *intensio et remissio*. Beide Bereiche kennen je einen Partner Iweins, durch den die entstandenen Ungleichgewichte ans Licht treten. Im Bereich der *minne* scheinen die

17 Wichtige Beobachtungen zu den hier nicht diskutierten Zeitverhältnissen abseits der *Brunnenaventure* finden sich bei Hartmut Kugler: *Fenster zum Hof. Zur Binnenerzählung von der Entführung der Königin in Hartmanns Iwein*. In: Harald Haferland u. Michael Mecklenburg (Hg.): *Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit*. München: Fink 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 19), S. 115–124.

Verhältnisse klar zu liegen: Laudine reagiert mit der Verstoßung Iweins auf dessen Wortbruch, sein verspätetes Heimkehren von den ritterlichen Ehrenhändeln des Turnierjahres. Sie stürzt ihn damit aus allen sozialen Bindungen, er verliert sich prompt selbst im Wahnsinn und kommt auf die Stufe animalischer Existenz herab: als nackter, wilder, schwarzverfärbter Waldmensch. All diese Konsequenzen scheinen Iweins Vergehen als schwere Schuld zu kennzeichnen: als einen erneuten Anschlag auf Laudines *lip und ère* (V. 3136) just durch den Beschützer, der nach Askalons Tod als bestmöglicher Ritter gelten müßte.

Wer aber der beste Ritter sei, entscheidet sich in erster Linie am Artushof, wo die Bestimmung dieser Position – wie wir gesehen haben – zugleich am heikelsten sein muss. So kommt es, dass im Bereich der *ère* Gawein, der notorisch erste Ritter am Hofe, dem alle *âventiuren* nach Wunsch zugesprochen werden, nicht nur Iweins bester Freund, sondern zugleich sein schärfster Rivale ist. Das wird nur einmal im Text angesprochen, aber genau an jenem Punkt, an dem Iwein sich entscheidet, auf eigene Faust die Brunnen-*âventiure* zu übernehmen, so dass die Dinge zwischen Hof und Iwein erstmals auseinander zu laufen beginnen:

er gedächte »ich enmac daz niht bewarn,
und wil der künec selbe varn,
mîrn werde mîn ritterschaft benomen.
mir sol des strîtes vûr komen
mîn her Gâwein:
des enist zwîvel dehein,
als schiere sô er des strîtes gert,
ern werdes vûr mich gewert.
entriuwen ez sol anders varn.«
(Vv. 911–919)

Er dachte sich: »Ich kann das nicht verhindern,
und wenn der König selbst sich aufmacht,
so komme ich um mein ritterliches Abenteuer.
Mir wird im Kampfe zuvorkommen
mein Herr Gawein.
Daran ist kein Zweifel:
sobald er begehrt, den Kampf zu führen,
so wird ihm das erlaubt, eher als mir.
Wahrhaftig: es soll anders laufen.«
(Übers. v. Max Wehrli. Vv. 914f. v. mir
umgestellt.)

Dieser Entschluss führt – wie wir wissen – nicht zum ersehnten Ehrgehalt und zur Nivellierung des Ehrdefizits, unter dem Iwein leidet. Er führt freilich dazu, dass die Brunnen-*âventiure* zum Gradmesser dafür wird, wie weit Iwein noch von seinem Ziel entfernt ist und warum dem so ist. Denn im Kampf gegen den Brunnenritter übernimmt Iwein zwar erfolgreich Gaweins Rolle, ohne dass aber jemand davon wüßte. Als neuer Brunnenritter hingegen müßte er auf Gawein, den üblichen Vorkämpfer des Artus, treffen, stößt aber in Wirklichkeit auf Keii, der diesmal als Erster den Kampfwunsch geäußert hat. Die normalen, aus der Erinnerung heraus erwartbaren Abläufe sind offenbar aus dem Takt geraten: keine Erfahrung von *ère* vermag sich so in der *âventiure*-Gegenwart auszuspannen. Daran zeigt sich deutlich, worum es jenseits des *âventiure*-Arrangements eigentlich geht: Ein Ausgleich des empfundenen Ehrdefizits wäre für Iwein letztlich nur dann möglich, wenn er und Gawein sich im direkten Kampf miteinander messen könnten. Das aber ist unter den Mitgliedern des Artushofes, die einander Freunde sind, natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Es dennoch sich ereignen zu lassen, darin besteht die dialektische List des Erzählens im *Iwein*.

Wie im *Érec* verhindern die auf weitest gehende Stabilität zielenden Regeln des Hofes selbst, dass die Einzigartigkeit des Ritters Iwein innerhalb der Gemeinschaft erfahrbar wird. Um *ère* zu fundieren, müßte man sie nur ein einziges Mal sich manifestieren lassen. Aber das Ehrenwort des Königs und die Rolle Gaweins vereiteln das sogar auf dem eigens dafür präparierten Feld der *aventure*. Diese wird zum Schauplatz eines dauernden Verfehlens ihrer Funktion, *ère* als intensive Größe der allgemeinen Aufmerksamkeit vor Augen zu führen und so dem suchenden Ritter erfahrbar zu machen. Auch die Turnierbesuche, zu denen Iwein sinnigerweise von Gawein überredet wird, schaffen keine Abhilfe: Die Krise der Fristversäumnis ist nur ein Indiz dafür, dass Iwein dort noch mehr Zeit vertun könnte, ohne dass diese für ihn zu einer intensiven Erfahrung – also überhaupt zu einer wahrnehmbaren Größe werden könnte: da Zeit ihm ja nur an der Empfindung des Wachstums der *ère* ablesbar zu werden vermöchte. Daher ist die Krise, in die Laudines Reaktion Iwein stürzt, auch keine Katastrophe. Vielmehr eröffnet sie für Iwein allererst die Möglichkeit, vom Nullpunkt aus *ère* wachsen zu lassen und somit erstmals selbst *intensiv zu erfahren*: notwendigerweise unter dem Latenz sichernden Decknamen ›Löwenritter‹, da solches nurmehr abseits des blockierenden Artushofes geschehen kann. Fortan versäumt Iwein denn auch trotz Mehrfachbelastung keine Fristen mehr. Zugleich schafft erst diese Latenz die Voraussetzung dafür, dass es endlich doch zu der einzig klärenden Konfrontation kommt: zum Zweikampf zwischen Iwein und dem ihm allein angemessenen Rivalen Gawein.

Es dürfte an diesen Beobachtungen klar geworden sein, wie Zeit als Folge intensiver Größenveränderungen zu denken ist und wie deren Messbarkeit und Erfahrbarkeit in Hartmanns Roman an die Ehrproblematik des Artushofes gebunden sind. Die Aufmerksamkeit des Ritters ist ganz auf *ère* gerichtet, und insofern ließe sich zugespitzt formulieren, im *Iwein* walte nicht die extensive Abenteuerzeit des ritterlichen Chronotopos, sondern die intensive Zeit der *ère*: Ehrenzeit. Wie aber gelingt im Aufeinandertreffen der beiden besten Freunde und größten Rivalen die Integration der Ehrenzeit in die stabile, gleichsam auf Ewigkeit gestellte Zeitlage des Hofes?

Die Antwort darauf lässt sich nur als Paradoxon formulieren. Da sich das Feld externer Ehrerfahrung für Iwein als verschlossen erwiesen hat und selbst die Überwindung des stärksten äußeren Feindes, Askalons, den empfundenen Mangel eher zu vertiefen als zu tilgen vermochte, muss nun eine interne Ehrerfahrung am Artushof selbst gesucht werden, die folgende, vorderhand unmögliche Bedingungen erfüllt:

1. Der beste der Artusritter – Gawein – muss von Iwein wie ein Feind angegangen und folglich das Rivalität verdeckende Gebot der Freundschaft ausgesetzt werden können.
2. Der so präparierte Gegner muss einer sein, den Iwein zugleich besiegen und nicht besiegen kann.¹⁸

¹⁸ Für diese treffende Formulierung des Paradoxons danke ich Burkhard Hasebrink.

Denn nur der Sieg schafft die erwünschte *êre* und nur der Nicht-Sieg erhält die Stabilität des Hofes, das Gleichgewicht seiner *wünne*. Andernfalls droht der Verlust jeglicher *vreude*, sowohl für das Kollektiv als auch für den Einzelnen:

und swennern überwindet
und dâ nâch bevindet
wen er hât überwunden,
sone mac er von den stunden
niemer mêre werden vrô.
(Vv. 7061–7065)

und wenn er ihn besiegt
und nachher erfährt,
wen er überwunden hat,
so kann er von Stund an
nicht mehr fröhlich sein.
(Übers. v. Max Wehrli.)

Die entscheidende Weichenstellung für eine solche unmögliche Lösung erfolgt bereits da, wo die Konfrontation zwischen Iwein und Gawein von den obsoleten Modellen der *âventiure* und des Turnierkampfes distanziert und auf die Bedingungen eines Gerichtskampfes hin umgeschrieben wird. Das bedeutet zum einen, dass das Tötungsverbot der *âventiure* suspendiert und damit zugleich die agonale Ehrökonomie in die Rechtssphäre verschoben wird. Denn beide Kämpfer treten nun nicht mehr primär in eigener Sache an, sondern um als Repräsentanten eines Parteistandpunktes für die gerechte Sache anderer einzutreten. In diesem speziellen Fall handelt es sich um eine Erbstreitigkeit zwischen zwei Schwestern, bei der die ältere (für die Gawein kämpfen soll) der jüngeren (die durch Iwein vertreten wird) ihr Erbteil vorenthält. In der gegebenen Konstellation des Rechtsstreits ist der Konflikt zwischen dem älteren Gawein und dem jüngeren Iwein um die Aufteilung des vollen Maßes der Ehre verdeckt, aber symmetrisch und so vor allem als quantifizierbares Problem mit abgebildet. Bedeutender noch ist der Umstand, dass aufgrund dieser Spiegelung der *Ehrstreitigkeit* in der *Erbstreitigkeit* dessen Entscheidung nicht mehr ausschließlich – wie in der *âventiure* – den Waffen überlassen bleibt, sondern als *juristische* einem Urteilspruch unterworfen ist. Als daher nach nicht enden wollendem Zweikampf immer noch kein Sieger feststeht, kann endlich Artus hervortreten und – in genauer Entsprechung zum *Êrec* – ein *iudicium* herbeiführen. Inszeniert wird dieses zum einen als eine Art salomonischen Urteils. Denn Artus erkennt unter anderem daran das gute Recht der jüngeren Schwester, dass diese – im Gegensatz zur älteren – von ihren Ansprüchen abstehen möchte, um ihren Kämpfer Iwein nicht weiter zu gefährden. Zum anderen haben sich Iwein und Gawein, als bei Anbruch der Nacht der Kampf unterbrochen werden muss, einander zu erkennen gegeben. Beschämt von dem Frevel, dass einer im anderen beinahe seinen besten Freund umgebracht und dadurch nicht nur keine *êre* hinzugewonnen, sondern insgesamt seine und des Hofes *vreude* ein für allemal verloren hätte, spricht nun einer dem anderen den Sieg zu und bezeichnet sich selbst als *sigelos*. Beide verfallen in eine derartige Orgie wechselseitiger Unterbietung ihrer Ehransprüche, dass am Ende die *êre* zur Gänze der *minne* das Feld überlassen muss. Zuletzt lässt Gawein seinen Freund Iwein schamrot werden, indem er »im der êren bôt / ein lützel mêre danne genuoc« (Vv. 7638f.). Das ist der Schlüsselsatz von Hartmanns *Iwein*-Roman und dessen Poetik der Intensität: Indem er ausgesprochen wird, verlagert sich die *êre* –

so das paradoxe Resultat des *vriuntlichen strîtes* (V. 7592) – vom blutigen Waffengang in die graduelle Distanzierung vom Siegenwollen mit aller Gewalt. Ihre Intensität wird spürbar präzise im Augenblick ihrer höfischen Limitation: im verschwindend kleinen Quantum, einem kaum ins Gewicht fallenden Quäntchen Ehrzuwachs für Iwein.

Hier nun verkündet Artus den streitenden Parteien sein Urteil: »ir müezen an mich / den strît lân« (Vv. 7648f.), fordert er zuerst und fährt dann an die einzelne Partei gewandt fort: »sus ist ez iemer mêre / iuwer prîs und iuwer heil, / lâit ir ir mit minnen ir teil« (Vv. 7700–7702). Damit schlichtet er sowohl die Erbsache der Schwestern als auch den Ehrenhandel zwischen den Cousins Gawein und Iwein. Angesichts dieser mit *vreude* konstatierten Balance, der *mit minne* geteilten Erbschaft und der *mit minne* geteilten Ehre, kann Iwein nun auch zum letzten Mal den Quell der *âventiure* aufsuchen: nicht um sie zu bestehen, sondern um sie als funktionsloses Relikt abzuschaffen.

V.

Aus unserer Lektüre hat sich für das Verhältnis der kommunizierenden Werte der *êre* und der *minne* im *Iwein* Folgendes ergeben: Laudines *minne*-Problem lässt sich allein lösen auf dem Feld der *êre*. Sie braucht den besten Ritter, damit er ihr Land, ihr Leben und ihre Ehre verteidigen kann, und sie bekommt ihn auch: zweimal in Gestalt Iweins, des gewaltsamen Siegers gegen Askalon und des nach dem Maß des arturischen Rechtspruches strukturellen Siegers über Gawein.

Iweins *êre*-Problem dagegen lässt sich in keiner Weise mit Gewalt und *âne zuht* (ohne die höfische Selbstdisziplin, durch den mörderischen Zweikampf um *êre*) bearbeiten. Es findet seine Lösung allein auf dem Feld der *minne*. Die Liebe zum ritterlichen Freund, die Scham angesichts des unbewussten Kampfes gegen ihn und nicht zuletzt der Ausblick auf den Verlust aller *vreude* und *êre*, die der Freundesmord mit sich gebracht hätte: All dies führt zu einer wechselseitigen *remissio* der Ehransprüche bis zu dem Punkt, an dem die *âventiure*hafte *êre* so weit minimiert ist, dass Erinnerung, Anschauung und Erwartung der *minne* sich augenblicklich in jener Aufmerksamkeit ausspannen können, die beide Ritter einander schenken.

Letztlich erscheint so – chiasmisch verschränkt – die *êre* als die intensive Gegenwart der *minne* und *minne* als die intensive Gegenwart der *êre*. Im Ausgleich stabilisiert, sind *minne* und *êre* jedoch niemals frei von potentiell destabilisierender *intensibilitas* zu denken. Sie durchläuft beider Gleichmaß wie ein allzeit gegenwärtiges Zittern.